

Karl-Josef Kuschel

Lessings Parabel von den drei Ringen – eine bleibende Herausforderung für die Religionen

I. Annäherung

Ich werde sprechen von Bildern und Gegenbildern. Erschreckende Bilder werden uns Zeitzeugen seit Jahren medial in die Hirne gespült. Nicht von ungefähr. Religionen werden heute vielfach weniger als Friedens- denn als Unruhestifter wahrgenommen. Keine Religion ist unschuldig. Gewalt nach außen und innen diskreditiert alle Religionen. Deshalb haben wir auf allen Seiten Komplexitätsgewinn nötig, Zuwachs an differenzierten Bildern unter Einbeziehung gerade auch der Künste: der Literatur, des Theaters, der Musik, des Tanzes. Wir haben nicht zu viel, wir haben zu wenig elementare Freude am Reichtum anderer Kulturen. Für meine Arbeit wichtig: Neue Signale gilt es zu registrieren. Seit 20 Jahren ist mein Leben weitgehend dem besseren Verstehen von Juden, Christen und Muslimen gewidmet: durch wissenschaftliche Grundlagenforschung, Publikationen und Dialogpraxis. Sie fand ihre erste Zusammenfassung in meinem grundlegenden Werk zur Theologie des Dialogs: „Juden – Christen – Muslime. Herkunft und Zukunft“ (2007). Ich registriere drei Signale:

(1) Im Oktober 2007 veröffentlichten 138 muslimische Autoritäten aus der ganzen Welt ein Dokument. Es enthält eine Einladung an fast alle Autoritäten christlicher Kirchen zu einem Dialog auf der Basis des Doppelgebots der Liebe: Gottesliebe und Nächstenliebe. Ein geschichtlich beispielloser Vorgang. Noch nie seit den Zeiten des Propheten habe es – so die Verfasser – einen solchen Vorstoß gegeben, noch nie sei das Gemeinsame zwischen Christentum und Islam so stark herausgestellt worden: die Liebe zu Gott und dem Nächsten. Nicht gerade das öffentliche Image des Islam bei uns. Lange Passagen des Dokuments sind denn auch dem Nachweis gewidmet, dass in Koran und Sunna dieses Doppelgebot verankert ist. Dass dagegen von Muslimen verstoßen wird, ist bekanntlich keine Widerlegung. Seit wann leben alle Christen auf dieser Welt nach der Bergpredigt?

Wichtig auch: Die muslimischen Autoritäten wissen um die Verantwortung, die für den Weltfrieden auf ihnen lastet: „Christentum und Islam

sind die größte und zweitgrößte Religion auf der Welt und in der Geschichte. Berichten zufolge machen Christen und Muslime ein Drittel respektive ein Fünftel der Erdbevölkerung aus. Gemeinsam mehr als 55 % der Weltbevölkerung, was das Verhältnis zwischen diesen beiden religiösen Gemeinschaften zum bedeutendsten Faktor in sinnvollen weltweiten friedensstiftenden Bemühungen macht. Wenn Muslime und Christen keinen Frieden untereinander halten, kann die Welt keinen Frieden finden.“ Und die Gewaltbereiten in den eigenen Reihen? Sie bekommen dies gesagt: „Und jenen, die dennoch Konflikt und Zerstörung um ihrer selbst willen genießen und damit rechnen, letztlich daraus ihren Vorteil zu ziehen, sagen wir, dass unsere ewigen Seelen auf dem Spiel stehen, wenn wir versagen, uns aufrichtig jegliche Anstrengung aufzuerlegen, Frieden zu stiften, um harmonisch miteinander zu leben.“ Papst Benedikt XVI. hat, wie man weiß, konstruktiv auf diese Einladung reagiert. Eine Studien-Gruppe hat im November 2008 in Rom getagt und das Gemeinsame und Unterscheidende zwischen Christen und Muslimen im Blick auf das Doppelgebot der Liebe in einem gemeinsamen Dokument ausgelotet.

(2) Genauso wichtig ist ein am 2. Mai 2008 in Rom veröffentlichtes Dokument. Überraschend auch dies. Hinter den Kulissen hat der Vatikan mit Schiiten aus Teheran verhandelt. Herausgekommen ist eine knappe „Gemeinsame Erklärung“ in sieben Punkten zum Verhältnis Glaube – Vernunft. Ein wichtiges Signal in Richtung Gewaltprophylaxe. Einer der Punkte lautet: „Glaube und Vernunft sind in sich nicht gewalttätig. Weder Vernunft noch Glaube sollten für Gewalt gebraucht werden; unglücklicherweise wurden beide zuweilen missbraucht, um Gewalttaten zu begehen. In jedem Falle können diese Ereignisse weder Vernunft noch Glaube in Frage stellen.“ Und auch dieser Punkt sei angeführt: „Christen und Muslime sollten über Toleranz hinausgehen in der Anerkennung der Unterschiede, doch im Bewusstsein der Gemeinsamkeiten, und Gott dafür dankbar sein.“ Dieses Thema „über Toleranz hinausgehen“ wird mich in diesem Vortrag weiter beschäftigen. Denn das gängige Klischee in Sachen Lessings Drama „Nathan der Weise“ lautet, es sei ein „Toleranzstück“.

(3) Im Juli 2009 veröffentlicht der „Internationale Rat der Christen und Juden“ (mit Hauptquartier im „Martin-Buber-Haus“ zu Heppenheim) einen 12 Punkte („Thesen“) umfassenden „Aufruf an christliche und jüdische Gemeinden in der ganzen Welt“. Unter Punkt 9 heißt es zum Beispiel:

„Interreligiöse und interkulturelle Erziehung fördern,

indem wir negative Bilder Anderer bekämpfen und die grundlegende Wahrheit lehren, dass jeder Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist.

Indem wir der Beseitigung von Vorurteilen gegenüber dem Anderen hohen Vorrang einräumen.

Indem wir zum wechselseitigen Studium religiöser Texte ermutigen, so dass Juden, Christen und Muslime und Mitglieder anderer religiöser Gruppen von- und miteinander lernen können.

Indem wir gemeinsames gesellschaftliches Handeln beim Verfolgen gemeinsamer Werte unterstützen.“

Um negative Bilder Anderer zu bekämpfen, muss man oft verschüttete oder vergessene Traditionen freilegen: diesem Gebot habe auch ich mich verschrieben. Was Sie im Folgenden erwartet, ist ein Stück Kulturarchäologie. Ich grabe Modelle aus, um einen eigenen Beitrag zu leisten zu einem komplexeren, differenzierteren Bild von Judentum und Islam. Ich werde Ihnen eine Geschichte rekonstruieren und Ihnen dabei Geschichten erzählen. Zunächst Geschichten aus der Welt des Islam und dann Geschichten aus dem christlichen Europa, in denen Juden und Muslime eine zentrale Rolle spielen.

Wie ich dazu komme? Anfang der 90er Jahre beginne ich mit der Arbeit an meinem Buch „Streit um Abraham – Was Juden, Christen und Muslime trennt und was sie eint“. Es erscheint 1994, ist mittlerweile in viele Sprachen übersetzt. Bei der Arbeit daran stoße ich auf die Aussage des Koran in Sure 5,48. Anhänger der drei von Gott gewollten Religionen Judentum, Christentum und Islam werden aufgefordert:

„Und so Gott es wollte, wahrlich Er machte euch zu einer einzigen Gemeinde; doch will Er euch prüfen in dem, was Er euch gegeben. Wetteifert darum im Guten. Zu Gott ist eure Heimkehr allzumal, und Er wird euch aufklären, woberüber ihr einst uneins wart.“

Wetteifert im Guten? Schon bei der ersten Begegnung mit dieser Sure drängte sich mir assoziativ eine Parallele zu einem Stück von Gotthold Ephraim Lessing auf. Diese Verse aus der nachmals berühmten Parabel von den drei Ringen kamen mir in den Sinn:

„Es eifre jeder seiner unbestochenen
von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut

Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülff!“

Sollte Lessing die entscheidende Denkfigur vom „Wetteifer um das Gute“ aus dem Koran haben? Diese Frage trieb mich lange um und führte 1998 zu meiner umfassenden Untersuchung „Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderungen des Islam“ (1998), ergänzt 2011 um die Studie „Im Ringen um den wahren Ring. Lessings ‚Nathan der Weise‘ – eine bleibende Herausforderung der Religionen.“

II. Toleranzgeschichten aus der Welt des Islam

Seit gut 225 Jahren also kennen wir diese Botschaft. Angehörige der drei monotheistischen Religionen sind aufgefordert: „Es eifre jeder seiner unbestochenen/Von Vorurteilen freien Liebe nach!/Es strebe jeder von euch um die Wette ...“ Diese Aufforderung steht in der genannten Parabel von den drei Ringen, die Gotthold Ephraim Lessing in sein Drama „Nathan der Weise“ hineinkomponiert hat. Das Stück erscheint 1779. Mehr als 225 Jahre ist das her. Wie konnte es zu einer solchen Ring-Geschichte kommen? Alles eine Erfindung von Lessing? Vielfach wird ja genau dies behauptet: Die Ring-Parabel vom Wettstreit der Religionen sei *erstens* ein typisches Produkt der Aufklärung (in Mittelalter und Renaissance also undenkbar!). *Zweitens* ein nur unter dem Einfluss des abendländischen Christentums mögliches Denkmodell (in anderen Religionen folglich unerhört). Und *drittens* ein nur in Europas Geistesgeschichte mögliches Gedankenkonstrukt (in anderen Kontinenten ohne Beispiel). Alle drei Behauptungen aber: Aufklärung, Christentum, Europa sind falsch.

Tatsache dagegen ist:

– Es gibt Ring- oder ringanaloge Geschichten zur Begründung von Religionstoleranz, die viel älter sind als die Aufklärung. Sie stammen bereits aus dem Mittelalter und der Frührenaissance. Lessing selber hatte für seinen „Nathan“ stets ins Italien des Giovanni Boccaccio verwiesen, also ins Florenz des 14. Jahrhunderts. Doch es gibt noch frühere Fassungen solcher Toleranz-Geschichten. Auch der Italiener Boccaccio hatte nur gefunden, nicht erfunden.

– Mehr noch: Ring- oder ringanaloge Geschichten zur Frage nach der wahren Religion sind nicht allein auf dem Boden des Christentums entstanden. Auch in der Welt des Judentums hat es solche Erzählungen gegeben. Wir kennen solche Geschichten aus dem Spanien des 16. Jahrhunderts. Von dort sind sie möglicherweise über Italien in die christliche Kultur eingewandert.

– Und schließlich: Ring- oder ringanaloge Geschichten hat es auch außerhalb Europas gegeben – im Kulturraum des Islam. Hier finden sich sogar die ältesten Texte von der Toleranz der Religionen. Deshalb beginne ich mit ihnen: Toleranzgeschichten aus der Welt des Islam.

Beide stammen aus Bagdad, einer Stadt, die sich in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zur Welt-Hauptstadt des Islam entwickeln sollte, und zwar unter den Kalifen der Abbasidendynastie. Schon im 10. Jahrhundert leben in dieser Stadt am Tigris 1 ½ Millionen Menschen. Bagdad ist damals größer als selbst Konstantinopel. Ganz selbstverständlich leben hier Menschen verschiedener Klassen, Kulturen und auch Religionen zusammen.

Al-Mahdi ist der dritte Kalif der Abbasidendynastie. Aus seiner Regierungszeit zwischen 775 und 785 ist uns eine Geschichte überliefert, in der es um die Wahrheit der Religionen geht: ein Religionsgespräch, das er im Jahre 781 mit dem damaligen Oberhaupt der ostsyrischen Kirche geführt hat, dem Patriarchen Timotheus I. Im Disput über die wahre Religion hatte der Patriarch dem Kalifen eine Geschichte erzählt: das *Gleichnis von einer Perle*.

Gleichnis von einer Perle

Unser siegreicher König, in dieser Welt sind wir alle wie in einem dunklen Haus in der Mitte der Nacht. Wenn des nachts und in dem dunklen Haus zufällig eine kostbare Perle mitten unter die Menschen fällt und alle sich ihrer Existenz bewusst werden, wird jeder danach trachten, diese Perle aufzuheben. Sie wird nicht jedermann zufallen, sondern nur einem. Während aber einer die Perle selbst bekommen wird, wird ein anderer ein Stück Glas, ein Dritter ein Stück Stein oder ein Stück Erde bekommen, aber jeder wird glücklich und stolz sein, dass er der wirkliche Besitzer der Perle ist. Wenn jedoch Nacht und Dunkelheit verschwinden und Licht und Tag heraufziehen, dann wird jeder, der glaubte, dass er die Perle habe, seine Hand nach dem Licht ausstrecken, das alleine zeigen kann, was jeder in der Hand hat. Der, welcher die Perle besitzt, wird triumphieren und glücklich und befriedigt mit ihr sein, während die, die ein Stück Glas oder ein bisschen Stein in der Hand halten, weinen und traurig sein werden. Sie werden seufzen und Tränen vergießen.

In der gleichen Weise sind wir Menschenkinder in dieser vergänglichen Welt wie in Finsternis. Die Perle des wahren Glaubens fiel mitten unter uns alle, und sie ist zweifellos in der Hand von einem von uns, während alle von uns nur glauben, dass wir dieses kostbare Objekt besitzen. In der Welt jedoch, die kommt, vergeht die Dunkelheit der Sterblichkeit. Der Nebel der Unwissenheit löst sich auf, da es das wahre und wirkliche Licht ist, das dem Nebel der Unwissenheit absolut fremd ist. Dann werden die Besitzer der Perle triumphieren, glücklich und befriedigt sein, und die Besitzer bloßer Stücke von Steinen werden weinen, seufzen und Tränen vergießen, wie wir vorher gesagt haben.

Und unser siegreicher König sagte: ‚Die Besitzer der Steine sind in dieser Welt unbekannt, oh Katholikos.‘ Und ich antwortete: ‚Sie sind teilweise bekannt, oh unser siegreicher König.‘ Und unser siegreicher und sehr weiser König sagte: ‚Was meinst du mit ‚teilweise bekannt‘, und wodurch sind sie als solche bekannt?‘ – Und ich antwortete: ‚Durch gute Werke, oh unser siegreicher König, und fromme Taten.‘ (A. Mingana, *Timothy's Apology for Christianity*, in: *Woodbrook Studies. Christian Documents in Syriac, Arabic, and Garshuni*, Bd. II, Cambridge 1928, S. 15-90)

Dieses Perlengleichnis kann man mit Fug und Recht als eine der frühesten religiösen Toleranz-Geschichten nennen. Tolerieren heißt im Wortsinne: Dulden, Geltenlassen des je Andersglaubenden, Anderslebenden neben mir, mit mir. Nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Wie aber begründet sich die Duldung des je Andersglaubenden? Warum soll und kann man den je Anderen gelten lassen? Eine wichtige Begründungsfigur tritt uns schon im Perlengleichnis entgegen. Sie wird auch für die weitere Überlieferung von Ring- oder ringanalogen Geschichten von Bedeutung sein. Toleranz unter Anhängern verschiedener Religionen kann sich gründen auf der Einsicht, dass nur Gott allein die Wahrheit kennt. Ich nenne dies das theozentrische Argument der Toleranzbegründung. Es lautet hier so: Es gibt die wahre Religion, aber unter irdischen Bedingungen *gibt es nur Meinungen* darüber. Niemand verfügt über einen zwingenden Beweis. Die Wahrheit liegt bei Gott allein. Der rechte Glaube ist wie eine wertvolle Perle, die jeder zu besitzen *meint*, deren Echtheit aber erst im Jenseits erkannt wird, im Diesseits höchstens durch eine Andeutung der guten Werke! Stichwort I: Toleranzbegründung durch Theozentrik.

Ganz anders wird Toleranz begründet in einer weiteren Geschichte aus der Welt des Islam. Sie stammt ebenfalls aus Bagdad, 200 Jahre nach dem Perlen-Gleichnis entstanden. Im 10. Jahrhundert lebt hier ein Mann namens *Abu Sulaiman*, der „Logiker“ genannt, Initiator und Mittelpunkt eines schöngeistigen philosophischen Zirkels. Ein Intellektueller, ein Pro-

dukt verfeinerter Stadtkultur. Von Abu Sulaiman ist die Geschichte eines Skeptikers überliefert. Diesem sei einst die Frage gestellt worden, wie er *beweisen* wolle, dass seine Überzeugung die richtige sei. Der Skeptiker habe unter anderem auf die Heiligen Bücher verwiesen und behauptet, sie seien sich gleich in „Anspruch und Argument“! Er könne nicht finden, dass man einer Religion mehr glauben könne als einer anderen. Da habe man den Skeptiker gefragt, warum er sich dennoch an seine Religion, den Islam, binde und sie nicht verlasse. Geantwortet habe dieser mit einem Gleichnis:

Gleichnis von einer Karavanserei

Meine hat für mich ein besonderes Fluidum, welches keine andere hat. Ich bin in ihr geboren und aufgewachsen, ich habe ihre Süßigkeit in mich aufgesogen und bin mit den Gewohnheiten ihrer Anhänger vertraut geworden. Ich bin einem Manne gleich, der in eine Karavanserei hineinging, um dort, bei strahlendem Himmel, eine Weile des Tages Schatten zu suchen.

Der Herr der Karavanserei brachte ihn in eines der Zimmer, ohne aber sich weiter zu erkundigen oder sichere Kenntnis zu haben, ob dies ihm passe. Während er nun dorten sich aufhielt, siehe!, da kam eine Wolke auf, und es goss vom Himmel. Im Zimmer begann es zu tropfen, und er schaute sich um nach den andern Zimmern, die in dem Absteigequartier waren; aber er sah, dass es auch in ihnen durchregnete. Der Hof des Hauses jedoch war, so sah er, von Schlamm bedeckt.

Da dachte er bei sich, dass es besser sei, dort zu bleiben, wo er war, und nicht in ein anderes Zimmer umzuziehen; so würde er seine Ruhe haben und seine Füße nicht mit dem Schlamm und dem Kot im Hof beschmutzen. Er entschied sich dafür, in seinem Zimmer auszuharren und in seiner Lage zu verweilen. –

So auch ich: Ich wurde geboren, ohne Verstand zu besitzen; dann brachten mich meine Eltern in diese Religion hinein, ohne dass ich diese vorher hätte erproben können. Und als ich sie näher prüfte, da sah ich, dass sie vorgeht wie die andern auch, und ich sah, dass es mir besser anstünde, bei ihr auszuharren, als sie im Stiche zu lassen; denn ich hätte sie nur aufgeben und mich für eine andere entscheiden können, indem ich jene für mich wählte und der ersteren vorzog. Ich fand aber für jene kein Argument, ohne nicht sofort ein gleiches zu finden, das eine andere ihr hätte entgegenhalten können. (nach van Ess, Ketzer und Zweifler im Islam, in: Boustani 5, 1964, S. 10-15, Zit. S.14f.)

Wie wird in *dieser* Geschichte die Toleranz zwischen den Religionen begründet? Ganz anders als im Perlen-Gleichnis. Nicht durch Verweis auf Gott allein, sondern durch Verweis auf die menschliche Erfahrung. Verwiesen wird ja hier nicht theozentrisch auf Gott als einzigen Kenner der

Wahrheit. Verwiesen wird hier auf den menschlichen Zweifel an *aller* Wahrheit. Die Treue zur angestammten Religion begründet sich aus dem Mangel an besserer Alternative. Jeder ist nun einmal in seine Religion hineingeboren, und wenn er sie verließ, würde er nur eine defizitäre Größe gegen eine andere austauschen. So bleibt man besser bei der vertrauten Religion. Zwei Begründungsfiguren für Toleranz also sind uns bisher entgegengetreten: die Theozentrik und der skeptische Relativismus.

III. Muslime und Juden in christlichen Toleranzgeschichten

Wie weit sind solche Geschichten in der Welt des Islam verbreitet? Wie weit sind sie bekannt? Wie weit drücken sie ein Lebensgefühl von Muslimen aus? Dass sie nicht zur offiziellen Lehre gehören, liegt ja auf der Hand. Orthodoxe Koranexegese und Rechtswissenschaft hatten ja ihre eigenen Kriterien entwickelt, wie Muslime mit Ungläubigen und Andersgläubigen umgehen. Aber es hat immer auch unterhalb der Schwelle der Orthodoxie einen Strom erfahrungsbezogenen, pragmatischen Denkens gegeben, im Volk vielfach verbreitet, dem gelebten Leben gehorchend, weniger der Doktrin, den Paragraphen und Rechtssätzen. Ich nenne ihn den *weisheitlichen Wärmestrom* friedlicher Koexistenz zwischen Menschen verschiedener Religionen. Ihn finden wir nicht in offiziellen Lehrbüchern, sondern in kursierenden Geschichten, in Gleichniserzählungen, in pointierten Parabeln. Sie spiegeln das gelebte Leben mit seinen Mischungen und Vermischungen. Das ist in der Welt des Islam nicht anders als in der Welt des Christentums.

Wir blicken nach Italien und stoßen auf eine faszinierende Schrift mit dem Titel „Buch der hundert alten Novellen“ („Il Novellino“). Anonym wird es zwischen 1280 und 1300 zusammengestellt, vermutlich in Florenz. Die Texte selber sind noch wesentlich älter. Wir befinden uns – notabene – im „tiefsten Mittelalter“! Aber welch eine Spannweite des Erzählens in dieser ältesten europäischen Novellensammlung. Wie selbstverständlich sind hier die großen Länder Europas (England, Spanien, Frankreich, Griechenland) mit Geschichten vertreten; wie selbstverständlich die Kulturen Asiens (Indien) und des Orients (Arabien); wie selbstverständlich stehen christliche Kaiser (die Staufer Friedrich I. und Friedrich II.), jüdische Könige (David), muslimische Sultane (Saladin) und heidnische Imperatoren (Alexander der Große) nebeneinander. Weisheit wird auf diese Weise als ein nationen-, kulturen- und religionenübergreifendes Wissen um das Le-

ben mit seinen Mischungen und Vermischungen geschildert. Weisheitlicher Universalismus triumphiert.

Kein Zufall deshalb, dass ein Muslim wie *Sultan Saladin* in diesem europäischen Buch die Idealgestalt eines Herrschers sein kann. Er ist bekanntlich der militärische Gegenspieler christlicher Kreuzzugsritter während des dritten Kreuzzugs der Jahre 1189-1192. Im Jahr 1187 hatte er Jerusalem erobert. Doch von fanatischer Unduldsamkeit zwischen Christen und Muslimen im Zeichen der Kreuzzüge ist im „Novellenbuch“ nichts zu spüren. Im Gegenteil. Die 73. *Geschichte der Novellensammlung* lautet:

„Als der Sultan einmal in Geldnot war, riet man ihm, einen Vorwand zu suchen, um gegen einen reichen Juden, der im Lande wohnte, vorzugehen und ihm seine unermesslichen Reichtümer wegzunehmen. Der Sultan schickte nach dem Juden und fragte ihn, welches der rechte Glaube sei. Er dachte nämlich: Sagt er, der jüdische, werde ich sagen, dass er sich gegen meinen Glauben versündigt. Sagt er, der sarazenische, werde ich antworten: Weshalb hältst du dann am jüdischen Glauben fest? Als der Jude die Frage seiner Herrschers vernommen hatte, antwortete er wie folgt: ‚Ein Vater, der drei Söhne hatte, *besaß einen Ring mit einem sehr wertvollen Edelstein* von so großer Kraft, wie es keinen andern je gegeben hat. Jeder der drei Söhne bat seinen Vater, ihm nach seinem Tode den Ring zu vermachen. Als der Vater sah, dass jeder der drei ihn wollte, schickte er nach einem geschickten Goldschmied und gab ihm den Auftrag: ‚Meister, macht mir zwei Ringe, genau wie diesen, und setzt jedem einen Edelstein ein, der diesem ähnlich sieht.‘ Der Meister machte die Ringe so genau ähnlich, dass niemand außer dem Vater den echten erkennen konnte. Er ließ die Söhne einzeln zu sich kommen und gab jedem insgeheim einen Ring. Und jeder glaubte, den richtigen zu haben, und nur der Vater kannte den echten. Und so ist es mit dem rechten Glauben: Nur der Vater im Himmel weiß, welcher von den dreien der richtige ist; und seine Söhne, das heißt wir, glauben jeder für sich, den richtigen zu haben.‘ Als der Sultan hörte, wie geschickt sich der Jude aus der Affäre zog, wusste er nicht, wie er gegen ihn vorgehen konnte, und ließ ihn ziehen.“ (Das Buch der hundert alten Novellen, übers. u. herausg. v. J. Rieß, Stuttgart 1988, S. 165-167)

Erstmals wird hier auf christlichem Boden eine Ring-Geschichte nicht erzählt, um das Christentum gegen Judentum und Islam zu profilieren. Erstmals wird eine Ring-Geschichte christlicherseits *projüdisch* und *proislamisch* weitererzählt. Denn gut steht in dieser Geschichte nicht nur der Jude da, der sich „geschickt“ aus der Affäre zu ziehen weiß. Gut steht auch der Muslim da. Er ist fähig, seine anfangs gehegte Geldgier zurückzustellen und sich durch die Klugheit des Juden mäßigen zu lassen.

Auch bei dieser Geschichte handelt es sich nach wie vor um eine Toleranzgeschichte, jetzt erstmals im Raum des europäischen Christentums. Denn auch hier tritt uns das Motiv „Gott allein“ bei der Toleranzbegründung entgegen. Wie im Perlenvergleich weiß auch im „Alten Novellenbuch“ nur der „Vater im Himmel“, welche von den drei Religionen die richtige ist. Alle anderen „glauben“ nur, „den richtigen“ Ring zu haben! Die Pointe dieser Geschichte ließe sich auf die Formel bringen: Weisheitlicher Universalismus wird hier verknüpft mit dem Motiv der Theozentrik bei der Toleranzbegründung.

Wir bleiben in Italien. Jetzt sind wir in der Lage, die Spur aufzunehmen, auf die Lessing selber stets verwiesen hat: die Spur des *Giovanni Boccaccio*. Aber wir sind erst im 14. Jahrhundert! Boccaccio lebt von 1313 bis 1375. In Florenz geboren, verkörpert dieser Mensch der Frührenaissance ein neues Weltgefühl. Es kommt in den großen, reichen Handelsstädten Italiens zu dieser Zeit auf. Mehr denn je besteht die Welt nicht nur aus Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten und unterschiedlicher Nationen, sondern auch aus Menschen verschiedener Religionen. Und diese Welt wird bei Boccaccio reflektiert in seiner später weltberühmten Novellensammlung „Il Decamerone“. Sie entsteht kurze Zeit, nachdem die Pest in Florenz gewütet hatte: in den Jahren 1349-1351. Uns interessiert dabei die dritte Novelle des ersten Tags, denn hier befindet sich die Erzählung von den drei Ringen, die Lessing zu seinem „Nathan“ inspirieren sollte.

Wie im „Alten Novellenbuch“ steht auch bei Boccaccio ein Muslim im Zentrum. Wieder ist es Saladin. Auch in Boccaccios Geschichte sind es Geldschwierigkeiten, die dem Sultan den Grund liefern, einen reichen Juden (er heißt hier Melchisedek aus Alexandria) kommen zu lassen, um ihn zur Zahlung zu bewegen. Wieder merkt der Jude die Falle der Religionsfrage und versucht, sich mit einer Geschichte aus der Affäre zu ziehen. Er erzählt die Geschichte einer Familiendynastie, in der die Gewohnheit herrscht, einen „herrlichen, kostbaren Ring“ immer demjenigen Sohn zu vermachen, der zum Familienoberhaupt bestimmt ist. Das geht so lange gut, bis ein Vater drei Söhne hat, die er alle gleichermaßen *liebt*. Und da er sich aus dieser seiner *Liebe* heraus nicht entscheiden kann, entschließt er sich zur Anfertigung von zwei weiteren identischen Ringen mit der Folge, dass selbst der Meister den echten „kaum“ noch erkennen kann. Erst recht können die Söhne nach des Vaters Tod den echten Ring und damit ihre Rangfolge untereinander nicht mehr bestimmen. Die Pointe bei Boccaccio lautet so:

„Und weil sich nun ergab, dass die Ringe einander so ähnlich waren, dass man den richtigen nicht erkennen konnte, blieb die Frage, wer der wahre Erbe des Vaters sei, in Schweben und schwebt noch heute. Und so sage ich Euch, Herr, auch von den drei Gesetzen, die Gott, der Vater, den drei Völkern gegeben hat und derentwegen Ihr die Frage aufgeworfen habt: jedes Volk glaubt seine Erbschaft, nämlich sein wahres Gesetz zu haben und seine Gebote befolgen zu müssen; wer sie aber hat, diese Frage ist so wie bei den Ringen noch immer in der Schweben.“ (Das Decameron, Bd. I, übers. v. A. Wesselski, Frankfurt/M. 1972, S. 56)

Damit hat Boccaccio zwei Generationen später die Linien des „Alten Novellenbuchs“ verstärkt: Auch er lässt einen Juden vor einem Muslim gut aussehen. Oder anders gesagt: Boccaccio zeigt einem christlichen Publikum, dass ein Jude und ein Muslim im Zusammenwirken gut aussehen können. Gut – im Sinne von klug, tolerant, großzügig. Diesen Italiener interessieren dabei keine dogmatischen Probleme, sondern Fragen der Lebensklugheit. Und zur Lebensklugheit gehört bei Boccaccio, dass Toleranz sich aus der Einsicht in die Begrenztheit menschlichen Wissens um die Wahrheit begründet. Dies ist nicht zu verwechseln mit menschlichem Skeptizismus. Denn diese Einsicht in den „Schwebenbeizustand“ der Wahrheitsfrage ist in Boccaccios Geschichte *gottgewollt*.

Mehr noch: Boccaccio hat im Vergleich zum Alten Novellenbuch ein wichtiges Motiv eingeführt. Er ist der Erste in der gesamten europäischen Motivtradition, der einen tieferen Grund des Vaters (und damit Gottes) angibt für das Anfertigen von zwei zusätzlichen Ringen. Im Alten Novellenbuch gibt der Vater lediglich dem Dringen der Söhne nach. Sie wollen den kostbaren Ring nach dem Tod des Vaters haben, weil er kostbar ist. Bei Boccaccio ist es *die Liebe des Vaters zu seinen Kindern*. Was übertragen heißt: Dass Menschen Rangfolgen zwischen den Religionen nicht mehr erkennen sollen, ist Ausdruck von Gottes *Liebe*. Gott liebt seine Kinder derart, dass er eine Rangfolge zwischen ihnen (sprich: zwischen den Religionen) selber unkenntlich macht. Ein revolutionäres Motiv! Die Liebe macht nicht alles gleich, wohl aber alles gleichwertig. Ein kostbarer Gedanke des Boccaccio, diesem Menschen der Renaissance des 14. Jahrhunderts. Denn damit hat Boccaccio den tiefsten Grund für die Toleranz von Menschen unterschiedlicher Religionen ein für allemal in die europäische Geistgeschichte eingeschrieben. Aus Liebe zu seinen Geschöpfen will Gott, dass es keine Rangfolge unter den Religionen gibt. Was die wahre Religion ist, bleibt „in der Schweben“ und diese Schweben begründet Toleranz aller gegen alle. Die Pointe lautet: Boccaccio kreiert eine ent-

scheidend neue Denkfigur für Toleranz: einen theozentrisch begründeten Liebesuniversalismus.

IV. Gott gefallen durch Sittlichkeit: Montesquieu

Szenenwechsel. Ich nehme Sie mit nach Frankreich, ins Frankreich des frühen 18. Jahrhunderts. Im Jahr 1721 veröffentlicht ein bis dahin literarisch völlig unbekannter Intellektueller aus der französischen Provinz – er ist ganze 32 Jahre alt – eine Schrift, die zu einem der größten Bucherfolge seiner Zeit werden wird und bis heute zum Kanon der Weltliteratur gehört. Noch hält er seinen Namen verborgen, nicht zuletzt deshalb, weil sein Buch politischen Sprengstoff enthält. Es ist der fiktive Briefwechsel von zwei Persern, zwei Muslimen also, die Europa bereisen, Paris erkunden und darüber in ihrer Heimat berichten. Der Autor des Buches wird bald bekannt: *Charles-Louis de Secondat Baron de la Brede et de Montesquieu*. Später weltberühmt gemacht hat ihn sein Hauptwerk „Vom Geist der Gesetze“ (1748), das u.a. für einen modernen Staat die Gewaltenteilung begründet. Montesquieu ist damit als Staatstheoretiker zu einem der Väter der modernen Demokratie geworden. Sein erstes Buch trägt den Titel „Lettres Persanes“, „Persische Briefe“. Es bringt in Europa eine literarische Gattung zur Vollendung, welche die eigene Gesellschaft mit den Augen von Fremden sehen lehrt. Wie ist es, wenn zum Beispiel Muslime, die noch nie in Europa waren, durch Europa zu reisen beginnen? Was nehmen sie wahr? Was befremdet sie? Wie erscheinen wir Europäer in ihrer Wahrnehmung?

Bei Montesquieu fällt das Ganze geistreich aus, witzig. Nicht zuletzt dies garantiert den Erfolg beim französischen Publikum. Satirisches enthält es in Sachen Staat, Gesellschaft, Tugenden und Laster. Kritisches auch in Sachen Kirche und Religion. Zwei Muslime als befremdete Beobachter des real existierenden Christentums! Dies war zu Beginn des 18. Jahrhunderts unerhört, aber auch reizvoll. Zugleich sind die „Persischen Briefe“ aber eine Herausforderung für *alle* gelebten Religionen. Viele von ihnen gibt es. Häufig sind sie in Streitigkeiten verbissen. Die Frage also drängt sich geradezu auf: Welche Religion ist die, die Gott am besten gefällt? Und: Was wäre der göttliche Auftrag für Menschen aus den Religionen? Im 46. Schreiben der „Persischen Briefe“ lässt Montesquieu einen seiner Muslime die Antwort geben in Form einer Geschichte. Es ist:

Die Geschichte von der Verwirrung beim Verspeisen eines Hasen

Ein Mann richtete jeden Tag dieses Gebet an Gott: „Herr, ich verstehe nichts von den Streitereien, die man Deinetwegen ohne Unterlass führt. Ich möchte Dir dienen nach Deinem Willen, aber jeder Mensch, den ich befrage, wünscht, dass ich dies nach dem seinigen tue.

Wenn ich mein Gebet an Dich richte, weiß ich nicht, in welcher Sprache ich zu Dir sprechen soll. Ich weiß auch nicht, welche Haltung ich einnehmen soll: Der eine sagt, ich solle im Stehen beten, der andere, im Sitzen; ein dritter verlangt, dass mein Körper auf den Knien ruht. Aber das ist noch nicht alles: Einige verlangen, dass ich mich an jedem Morgen mit kaltem Wasser abwasche, andere behaupten, Du würdest mich mit Abscheu ansehen, wenn ich mir nicht ein kleines Stück Fleisch abschneiden lasse.

Vor einigen Tagen aß ich in einer Karawanserei zufällig einen Hasen. Drei Männer, die dort waren, jagten mir große Angst ein. Sie behaupteten alle drei, ich hätte Dich schwer beleidigt; der eine (ein Jude), weil dieses Tier unrein sei; der andere (ein Muslim), weil es erstickt wurde; der dritte (ein Christ) schließlich, weil es kein Fisch sei. Ein Brahmane, der vorbeikam und den ich zum Richter nahm, sagte zu mir: ‚Diese haben nicht recht, denn offenbar haben Sie das Tier nicht selbst getötet.‘ ‚Doch‘, antwortete ich. – ‚Oh, dann haben Sie eine abscheuliche Handlung begangen, die Gott niemals verzeihen wird‘, sagte er in strengem Ton zu mir. ‚Wissen Sie denn, ob nicht die Seele Ihres Vaters in dieses Tier übergegangen war?‘

Alle diese Dinge versetzen mich, Herr, in unvorstellbare Verwirrung; ich kann den Kopf nicht bewegen, ohne dass ich Gefahr laufe, Dich zu beleidigen. Dabei möchte ich Dir doch gefallen und zu diesem Zweck mein Leben verwenden, das ich von Dir habe. Ich täusche mich vielleicht, aber ich meine, dass das beste Mittel, um dies zu erreichen, darin besteht, als guter Bürger in der Gesellschaft zu leben, in die ich durch Dich hineingeboren wurde, und als guter Vater in der Familie, die Du mir geschenkt hast.“ (Persische Briefe, übers. u. herausg. v. P. Schunck, Stuttgart 1991, S. 84-86)

Eine schlaue Geschichte mit revolutionären Folgen. Denn gefragt wird hier ja nicht mehr nach der wahren Religion. Das Unerwartete ist: Hier wendet sich ein Mensch an Gott, um Gottes Willen direkt zu erfragen, unabhängig von allen Religionen, verwirrt ob so vieler Widersprüche zwischen ihnen. Die Geschichte setzt dabei listigerweise voraus, dass Gott einen solchen Beter schon verstehen wird, da er viel toleranter ist als sein „Bodenpersonal“! Die Pointe lautet hier: Der tut den Willen Gottes, der „als guter Bürger“ in der Gesellschaft lebt, also Kriterien der guten Bürgerlichkeit und sittlichen Humanität erfüllt. Montesquieu kreiert also auf seine Weise eine neue Begründungsfigur für Toleranz: Nicht mehr die Theozentrik des „Gott allein“, nicht mehr den menschlichen Skeptizismus,

nicht den göttlichen Liebesuniversalismus Boccaccios, sondern die Bewährung in der Praxis. Menschen verschiedener Religionen können Gott gefallen durch eine gute Praxis im Geist bürgerlicher Sittlichkeit.

V. Mehr als Toleranz – Wetteifer um das Gute: Lessing

Und Lessing? Gotthold Ephraim Lessing hat sowohl Montesquieus „Persische Briefe“ als auch Boccaccios „Il Decamerone“ gekannt. Beide Werke stehen ihm vor Augen, als er an die Ausarbeitung seines Dramas „Nathan der Weise“ geht und das Kunststück vollbringt, Boccaccio und Montesquieu zu einer Synthese mit ganz eigenem, unverwechselbarem Profil zu verschmelzen. Denn erstmals kommt es bei Lessing zu einem Vorstoß, mehr als Toleranz von Menschen verschiedener Religionen zu fordern und diese Position nicht auf Sittlichkeit zu reduzieren, sondern als Konsequenz aus der göttlichen Liebe zu begründen. Es ist endlich an der Zeit, mit dem Klischee aufzuräumen, Lessings „Nathan“ sei ein „Toleranzstück“! Es ist weit mehr als das!

August 1778: Lessing arbeitet zu dieser Zeit als Bibliothekar in einer schon damals berühmten Bibliothek des Herzogs von Braunschweig in Wolfenbüttel. Brisante theologische Schriften zum Wahrheitsanspruch des Christentums, in den vergangenen Jahren publiziert, hatten ihn in Schwierigkeiten gebracht. Aufgeschreckt durch den öffentlichen Streit Lessings mit Vertretern der Kirche (vor allem mit Hamburgs Hauptpastor Melchior Göze), hatte der Braunschweiger Hof seinen Bibliothekar im Juli 1778 unter Zensur gestellt. Das bedeutete: Keine Freiheit mehr für die Veröffentlichung theologischer Schriften! In dieser für ihn prekären Situation schafft Lessing sich einen Ausweg. Statt die Sachproblematik durch theologische Streitschriften weiterzuverfolgen, kleidet er sie in ein Drama. „Ich muss versuchen“, schreibt er im September 1778, „ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen“. „Nathan der Weise“ ist als Theaterstück also der Versuch, die Zensur zu unterlaufen!

Was ist neu gegenüber der bisherigen Tradition der Ring-Geschichten? Lessing erzählt zunächst die Geschichte so wie Boccaccio: die Geldschwierigkeiten des Sultan Saladin, die Herbeizitierung des reichen Juden, die Falle der Religionsfrage, die Geschichte des Juden, um sich aus der Affäre zu ziehen mit der Pointe, dass der Vater aus Liebe zu seinen drei Söhnen die zwei zusätzlichen Ringe anfertigen lässt. All das ist nicht originell. Bleibt damit auch die Wahrheitsfrage bei Lessing so offen wie

bei Boccaccio? Nein. Denn Lessing führt etwas in die Ring-Geschichten ein, was Boccaccio und mit ihm die gesamte Motivtradition nicht kennt: zum einen stattet er den Edelstein-Ring mit einer „geheimen Wunderkraft“ aus „vor Gott und Menschen angenehm“ zu machen, zum anderen lässt er Söhne des Vaters als Erben vor einem Gericht klagen. Sie wollen durch einen Richter entscheiden lassen, wer den wahren Ring hat. Wie entscheidet der Richter? Er entscheidet so:

„Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm.
Das muss entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Das doch nicht können! – Nun; wen lieben zwei
Von euch am meisten? [...] Wenn ihr
Nicht meinen Rat, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! – Mein Rat ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. Möglich; dass der Vater nun
die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! – Und gewiss;
Dass er euch alle drei geliebt und gleich
geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen
Um einen zu begünstigen. – Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülff! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich; und sprechen. Geht!“ (III/7)

Lessing also lässt bewusst diesen Richter auftreten, um alle drei Söhne bzw. Religionen gleichermaßen herauszufordern. Denn dieser Richter weist die Söhne darauf hin: Wenn es den echten Ring noch gibt, dann wird sich die „Wunderkraft“ des Ringes beim Träger zeigen: „beliebt zu machen; vor Gott und Menschen angenehm“. Die Wahrheit einer Religi-

on bleibt damit gerade nicht in der Schwebelike wie bei Boccaccio. Verwiesen wird bei Lessing auch nicht theozentrisch auf das „Gott allein“. Denn die Wahrheit einer Religion kann bewahrheitet werden – und zwar hier und jetzt durch konkrete Taten im Geist der „von Vorurteilen freien Liebe“.

Hier kommt Montesquieus Motiv ins Spiel. Schon der Franzose hatte die Anhänger aller Religionen unter ein Kriterium gestellt, „alle Pflichten der Nächstenliebe und der Menschlichkeit“ zu erfüllen. Doch anders als Montesquieu reduziert Lessing nicht alles auf gute Bürgerlichkeit und sittliche Humanität. Er greift in der Ring-Parabel ein theozentrisch-koranisches Motiv auf: Es ist der Wille Gottes, dass die Wahrheit einer Religion sich in Taten erkennen lässt. Die Ringträger, sprich die Angehörigen aller Religionen, sollen um das Gute wetteifern. Das ist Gottes Wille. Dieses Motiv des gottgewollten Wettstreits kennen weder das alte Novellenbuch noch Boccaccio noch Montesquieu. Hier kommt Lessings ureigenes Anliegen zur Sprache: Die Erben des Vaters, Juden, Christen und Muslime, sollen sich – jeder im Bewusstsein, möglicher Träger des echten Rings zu sein – im liebenden Wettstreit in nichts anderem übertreffen als in vorurteilsfreier Liebe, in Sanftmut, herzlicher Verträglichkeit, Wohltun und innigster Gottergebenheit! Statt um bloße Toleranz geht es um Anerkennung des je Andersglaubenden im Bewusstsein, dass man aus jeder Religion heraus zur „vorurteilsfreien Liebe“ gelangen kann, der Christ genauso wie der Jude und Muslim. Lessing traut den Angehörigen aller Religionen zu, diese seine Kriterien zu erfüllen. Keine Religion hat diese seine Wahrheit für sich gepachtet, alle sind aufgefordert, durch eine Praxis der Liebe die vorgängige Liebe des Vaters zu bewahrheiten.

VI. Konsequenzen für heute

Eine Geschichte von anno dazumal? Ohne konkrete Folgen für die heutige Praxis? Mitnichten. Für den heutigen Dialog zwischen Christen und Muslimen ist dieses Motiv von entscheidender Bedeutung: vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Das muss die Devise der Stunde sein. Und ich rufe noch einmal in Erinnerung: Im Oktober 2007 veröffentlichten 138 Autoritäten aus der gesamten islamischen Welt ein epochales Dokument: eine Einladung an alle Autoritäten christlicher Kirchen. Man appelliert leidenschaftlich, zu einem Dialog zu kommen auf der Basis des Doppelgebots der Liebe: Gottesliebe und Menschenliebe. Das Dokument endet mit folgendem Appell:

„So lasset unsere Verschiedenheiten nicht Hass und Unfrieden zwischen uns verursachen. Lasset uns nur in Rechtschaffenheit und guten Werken wettstreiten. Lasset uns einander respektieren, fair, gerecht und freundlich miteinander umgehen und miteinander in ehrlichem Frieden, Harmonie und gegenseitigem Wohlwollen leben. Gott spricht im Heiligen Qur'an (Sure 5,48):

Und Wir haben das Buch mit der Wahrheit zu dir herabgesandt, das bestätigt, was von der Schrift vor ihm da war und darüber Gewissheit gibt; richte also zwischen ihnen nach dem, was Gott herabgesandt hat und folge nicht ihren Neigungen, von der Wahrheit abzuweichen, die zu dir gekommen ist. Für jeden von euch haben Wir Richtlinien und eine Laufbahn bestimmt. Und wenn Gott gewollt hätte, hätte Er euch zu einer einzigen Gemeinde gemacht. Er wollte euch aber in alledem, was Er euch gegeben hat, auf die Probe stellen. Darum sollt ihr um die guten Dinge wetteifern. Zu Gott werdet ihr allesamt zurückkehren; und dann wird Er euch das kundtun, worüber ihr uneins ward.“

Und ich rufe nochmals die schiitisch-römische Erklärung vom Mai 2008 in Erinnerung: „Christen und Muslime sollten über Toleranz hinausgehen in der Anerkennung der Unterschiede, doch im Bewusstsein der Gemeinsamkeiten und Gott dafür dankbar sein.“ Wie hatte doch schon Goethe in einer seinen „Maximen und Reflexionen“ geschrieben: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ Toleranz also ist nicht mehr und nicht weniger als das unverzichtbare rechtliche und moralische Minimum beim Zusammenleben mit Menschen anderer Überzeugungen unter Voraussetzung einer für alle verbindlichen Rechtsordnung. Da gilt das Toleranzgebot: Geltenlassen unterschiedlicher Überzeugungen, Anerkennung der Gleichberechtigung, Respektierung des Menschenrechts auf Religions- und Gewissensfreiheit. Und in Zeiten, in denen in vielen Ländern dieser Erde religiöser Fanatismus sich austobt und über die Menschen Unduldsamkeit, Hass, Spaltung, Terror und Mord bringt, ist dieses eiserne Minimum unserer Werteordnung eisern zu verteidigen. Keine Toleranz für Intoleranz. Keine Toleranz für Verstöße oder gar Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die Menschenrechte.

Im Zusammenleben von Menschen verschiedener Religionen aber ist man – inspiriert durch Lessings Vermächtnis – herausgefordert, über bloße Toleranz hinauszugehen. „Mehr als Toleranz“ ist gefordert und wird da gelebt, wo man bereit ist zu einem umfassenden Lernprozess. Er führt zur Wahrnehmung des Reichtums, den die je andere Religion zu bieten hat. Das meint Goethe, wenn er von „Anerkennung“ spricht: Wertschätzen des je Anderen durch Kennenlernen des Reichtums seiner Kultur! Und nur wer andere gründlich kennt, kann auch unterscheiden. Nur wer um

die Andersheit des Anderen weiß, weiß auch um die Bedeutung des Eigenen!

Lessing jedenfalls wusste um die Bedeutung von Sure 5,48. Deshalb kann sein Muslim, Saladin, in größter Betroffenheit der Pointe der Ring-Parabel zustimmen. Eine wunderbare Pointe. Eine Aufforderung über die zwei Jahrhunderte hinweg an uns: Als der Jude Nathan nach Abschluss seiner Geschichte den Muslimen Saladin auffordert, doch dieser „weisere“ Richter zu sein, der jetzt schon über die wahre Religion entscheiden könne, reagiert dieser mit einem Akt demütiger Selbstzurücknahme vor Gott, die zugleich gegenüber dem Juden Freundschaft stiftet:

„Nathan, lieber Nathan! –
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. –
Sein Richterstuhl ist nicht
der meine. – Geh! geh! aber sei mein Freund.“

LITERATUR ZUR VERTIEFUNG:

K.-J. Kuschel, Vom Streit zum Wettstreit der Religionen.
Lessing und die Herausforderung des Islam, Düsseldorf 1998.

K.-J. Kuschel, Streit um Abraham.
Was Juden, Christen und Muslime trennt – und was sie eint,
Düsseldorf 2001.

K.-J. Kuschel, Juden – Christen – Muslime: Herkunft und Zukunft,
Düsseldorf 2007.

K.-J. Kuschel, Weihnachten und der Koran, Düsseldorf 2008.

K.-J. Kuschel, Im Ringen um den wahren Ring.
Lessings „Nathan“ – eine bleibende Herausforderung der Religionen,
Stuttgart-Ostfildern 2011.